



Jürgen Vogel, geboren 1967 in Merzig, wuchs unter anderem in Spanien, Australien und Südostasien auf. Als aufmerksamer und sensibler Beobachter sammelte er im Laufe der Jahre zahlreiche Geschichten und Erfahrungen, die er heute mit seinen Lesern teilen möchte. Seit den 90er-Jahren lebt und arbeitet der Autor im Rheinland.

Jürgen Vogel

Bittersüße Wahrheiten

Roman

© 2017 Jürgen Vogel
Umschlag: Jürgen Vogel

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN Paperback: 978-3-7439-1639-5
(auch als E-Book erhältlich)

www.derandereich.de

Printed in Germany



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

< 1 >

Es überraschte mich sehr, dass es ausgerechnet Cassius gewesen war, der angerufen hatte. Ziemlich verschüchtert gestand er mir, dass er sich bereits am Flughafen befinde und mich unbedingt besuchen wolle. Er fragte mich, wie er mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu mir finden könne, und ob es mir überhaupt recht sei, dass er so unvermittelt vorbeikomme.

Ich spürte, dass ich ihm eine Last abnahm, als ich entgegenete, dass er willkommen sei. Gleichsam konnte ich wahrnehmen, wie sich seine Stimmung aufhellte, als ich ihm sagte, dass ich ihn abholen würde und er auch nicht allzu lange auf mich warten müsse. Schließlich wohnte ich unweit vom Flughafen entfernt.

Mit aufgrund meiner Reaktion gewonnenem Selbstbewusstsein schoss er enthusiastisch nach:

»David, ich muss dich wirklich ganz dringend sehen. Ich habe Neuigkeiten herausgefunden, die du kaum glauben wirst.«

Ich gab dem jungen Mann Anweisungen, wo er sich hinbegeben sollte, und informierte ihn darüber, wie lange ich in etwa brauchen würde. Tatsächlich war ich inzwischen etwas aufgeregt, denn es schien mir sehr

ungewöhnlich, dass Cassius einfach so vorbeikommen wollte, und dies zuvor in keiner Weise angekündigt hatte. Auch sein Hinweis darauf, dass er schwer zu gläubende Neuigkeiten besäße und mich daher besuchen »müsse«, schürte meine Neugierde.

Ich hatte die Familie von Cassius und ihn selbst ein Jahr zuvor in Barcelona kennengelernt. Cassius' Vater Philippe war bereits etwa ein weiteres Jahr vorher durch ein Verbrechen gestorben. Es war dessen Frau Silvia, der ich als erstes Mitglied der Familie Roanne begegnet war. Vermutlich wäre das auch nie passiert, wenn Silvia in mir nicht einen nahezu identischen Doppelgänger ihres verstorbenen Mannes erkannt hätte. Und tatsächlich, Philippe und ich glichen uns nicht nur äußerlich in jeder Weise, bis hin zu einem kleinen Muttermal auf der Wange. Selbst in Gestik, Mimik und der Tonlage beim Sprechen schienen wir keine Unterschiede aufzuweisen. Zahlreiche Videos, die mir Silvia gezeigt hatte, bestätigten mir das nicht nur, sondern sie faszinierten mich derart, dass ich stets verbissen nach Ungleichheiten suchte, obwohl man doch sonst eher Gemeinsamkeiten zu anderen finden möchte. Um es kurz zu machen, meist blieb jede noch so akribische Suche in Hinblick auf offensichtliche Verschiedenheiten von Philippe zu mir erfolglos.

Das Kennenlernen von Silvias und Philippes Kindern verlief anfangs nicht sehr erfolgreich. Die Tochter, Aemilia, schien sich in keiner Weise mit meiner Existenz anfreunden zu können. Vermutlich hatte sie sogar die

Befürchtung, dass ihre Mutter ein Verhältnis mit mir eingehen könnte und ich dann in die Rolle ihres verstorbenen Vaters schlüpfen würde. Cassius ließ sich zunächst von der Angst seiner älteren Schwester anstecken, obwohl ich unmittelbar auch eine gehörige Portion Neugierde auf mich in ihm wahrnehmen konnte.

Da Philippe mein äußerliches Ebenbild gewesen war, bestand gleichermaßen eine große Ähnlichkeit der Kinder zu mir. Ich selbst hatte keine Kinder, weshalb es eine ganz besondere Erfahrung für mich gewesen war, Kinder, wenngleich eher junge Erwachsene, erleben zu dürfen, die mir glichen, wie es vermutlich hätte sein können, wenn es meine eigenen gewesen wären. Während Cassius und ich einmal gemeinsam im Parc de la Cituadella laufen waren, vertieften sich die derartig von mir geführten Gedanken. Ich fragte mich damals, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich selbst Kinder gehabt hätte. Durchaus hätten diese dann auch im Alter von Aemilia und Cassius sein können. Dass sie jenen ähnlich gesehen hätten, war gewiss sogar anzunehmen. Obwohl ich feststellte, dass die beiden mir wie keine zweiten einen derartigen Einblick gewährten, erkannte ich doch realistisch, dass es Ähnlichkeiten von ihnen zu Philippe und nicht zu mir waren.

Cassius stand bereits dort, wo ich ihn hingebeten hatte. Ich hielt an und stieg aus, um ihm mit dem Gepäck behilflich zu sein, obwohl dieses lediglich aus einer größeren Reisetasche und einer weiteren, wesentlich kleineren Umhängetasche, wie ich sie selbst oft gerne mit mir

trage, bestand. Es blieb auch noch Zeit für eine kurze Umarmung und eine herzliche Begrüßung. Den üblichen Small Talk hielten wir aber erst, als wir bereits im Wagen saßen und uns zu mir nach Hause begaben.

Bei mir angekommen, konnte ich wahre Begeisterung für mein Zuhause bei ihm ausmachen. Ich wohnte in einem historischen Anwesen aus dem 15. Jahrhundert, wobei ich mir dieses jedoch mit zahlreichen Nachbarn teilte. Cassius schwärmte von den gewaltigen Schlossmauern, die das Gelände umgaben. Auf dem Privatweg, der das Areal durchquerte, steuerten wir eines der Nebengebäude an, welches mein Zuhause beherbergte.

»Weißt du, Cassius, ich halte mich hier hauptsächlich auf, um meiner Arbeit nachzugehen. Es ist hier wunderbar ruhig, obwohl die Erreichbarkeit so hervorragend gewährleistet ist.«

»Du hast bisher noch gar nicht erwähnt, dass du auf einem Schloss wohnst.«

»Es ist ja auch nur ein winziger Teil des Ganzen, den ich hier mein Eigen nennen kann. Du wirst es gleich zu sehen bekommen.«

Und so war es schließlich auch. Äußerlich war die gesamte Schlossanlage in einem denkmalgeschützten historischen Zustand wiederaufgebaut worden. Innen jedoch hatten zweckmäßige Wohnungen Einzug gehalten. Lediglich die Fenster, die sehr dicken Gebäudemauern und natürlich der Blick auf die anderen Bauten des Areals erinnerten im Inneren einer jeweiligen Wohnung daran, dass man sich in einem recht außergewöhnlichen Gebäude befand.

Zunächst führte ich Cassius kurz durch meine Zuflucht, wies ihm seinen Schlafplatz auf dem Sofa im Wohnbereich zu und bot ihm schließlich auch etwas zu trinken an.

Als wir es uns mit einem Kaffee in der Küche ein wenig gemütlich gemacht hatten, drängte ich ihn, doch endlich mit seinen wichtigen Neuigkeiten herauszurücken. Er tat daraufhin zunächst so, als wollte er sich noch etwas Zeit lassen. In seinem jugendlichen Eifer gelang es ihm aber nicht, mich sehr lange auf die Folter zu spannen.

»David, du wirst es kaum glauben; ich wollte es auch selbst zuerst nicht wirklich glauben; meine Großeltern sind auf keinen Fall mit mir verwandt.«

Nachdem ich ihn eingehend danach fragte, was er damit genau meinte und wie er darauf käme, fuhr er aufgeregt fort:

»Ich habe über unser Labor bei Paris Vergleiche von Genanalysen vornehmen lassen – natürlich, ohne anzugeben, von wem diese stammen. Jetzt wirst du kaum glauben, was dabei herausgekommen ist. Das eindeutige Ergebnis hieraus besteht darin, dass keinerlei Verwandtschaft von meinen Großeltern zu mir existiert; von keinem der beiden aus. Kannst du dir das vorstellen? Weißt du, was das bedeutet?«

»Nun«, entgegnete ich, »das würde dann bedeuten, dass es sich entweder bei dir oder bei deinem Vater um einen Adoptionsfall handeln müsste. Alleine in Anbetracht deiner Ähnlichkeit zu Philippe tippe ich mal ganz deutlich auf Letzteres.«

»Genau, davon gehe ich ebenfalls aus. Verstehst du denn, was das außerdem bedeutet?«, fragte er mich.

Als ich nicht direkt antwortete, wenngleich ich jedoch bereits verstanden hatte, worauf er hinauswollte, rief er aufgeregt, wobei sich seine Stimme beinahe überschlug:

»Demnach könntest du doch mit meinem Vater verwandt sein, und wenn ich dich so ansehe, fällt mir da nur ein Verwandtschaftsgrad ein. Ich glaube, dass ihr Zwillinge gewesen seid.«

Nun machte er mich wirklich sprachlos. Mit diesem ausgesprochenen Wort »Zwillinge« konnte und wollte ich zunächst gar nichts anfangen.

Währenddessen schilderte mir Cassius, wie er sich die Sache ursprünglich ausgedacht und schließlich bewerkstelligt hatte. Nachdem er von Silvia erfahren hatte, wie merkwürdig seine Großeltern sich mir gegenüber verhalten hatten, als sich mir etwa ein halbes Jahr zuvor die Gelegenheit geboten hatte, sie in Paris kennenzulernen, war ihm die Idee gekommen. Es schien ihm, dass diese etwas verbergen wollten. Hinzu kamen die Erwähnungen, dass meine Eltern mir viel ähnlicher sahen, als die von Philippe es ihm oder auch mir gegenüber taten. Der Junge hatte schließlich den Entschluss gefasst, zur Genanalyse verwertbares Material seiner Großeltern einzusammeln und mit seinem eigenen zu vergleichen. Das Pharmaunternehmen, welches der Familie Roanne gehörte, besaß Labors, in denen solche Untersuchungen problemlos möglich waren. Einem Mitglied der Familie stellte man zudem nicht viele Fragen, wenn es hier ein wenig herumexperimentieren wollte. Ganz im

Gegenteil, man ließ ihm eher Hilfe zuteilwerden; so war es auch im Fall von Cassius. Als Material für die Untersuchung dienten ihm einige Zigarrenstummel seines Großvaters sowie Haare seiner Großmutter, die es ihm unter einem Vorwand gelang frisch vom Haupthaar, einschließlich der benötigten Haarwurzeln, zu erlangen. Er gab zudem an, die Tests wiederholt zu haben, um Fehler ausschließen zu können; außerdem, dass der ihm in der Sache behilfliche Laborant in Genanalysen sehr bewandert war. Schließlich bekniete er mich regelrecht mit den Worten:

»Bitte, David, lass uns einen Vaterschaftstest durchführen.«

Nachdem Cassius mir seine ungeheuerlichen Entdeckungen mitgeteilt hatte, fiel es mir schwer, einfach weiterzuarbeiten. Ich musste jedoch noch ein simples Arbeitsprojekt fertigstellen und einen kurzen Bericht dazu verfassen.

In dieser Zeit erkundete Cassius das Schlossgelände, die daran anschließende Siedlung und schließlich den Ort, in dem ich wohnte.

Danach nahm ich mir wieder Zeit für ihn und bereitete uns eine Quiche für das Abendessen vor – ich kochte gerne und meistens entspannte es mich. Während des Kochens wollte ich natürlich mehr von dem Jungen erfahren. Unter anderem, ob seine Mutter denn überhaupt wüsste, dass er hier war. Auf diese Frage hin wurde er äußerst verlegen und meinte, dass er direkt aus Paris hierhergekommen sei und Silvia vermutlich davon ausgehe, dass er noch immer dort, also bei seinen Großeltern, sein müsse.

»David, könntest du bitte meine Mutter anrufen und ihr alles erklären.«

»Heißt das«, fragte ich ihn, »dass ich der Erste bin, der von deinen Tests und den Ergebnissen erfahren hat?«

»Ja, mit meinen Großeltern hätte ich wohl schlecht darüber reden können, und da noch das Rätsel um dich aussteht, dachte ich mir, dass es das Beste wäre, wenn ich direkt zu dir komme. Ich habe übrigens bereits einen Termin für übermorgen für uns ausgemacht. Wusstest

du, dass man den Test an der Universitätsklinik in Köln durchführen lassen kann?«

Inzwischen schlich sich ein dunkles Rot in sein Gesicht, wie es das häufig tat, wenn er unsicher respektive verlegen wurde.

Kaum ernsthaft verärgert, aber um ihn spielerisch noch ein wenig mehr zu verunsichern, blickte ich ihn zunächst nur stumm und vermeintlich etwas säuerlich an. Ich hielt das für gerecht, zumal er bislang seine Vorgehensweise überhaupt nicht mit mir abgestimmt hatte. Schließlich aber erließ ich ihm weitere Qualen und meinte:

»Nein, das hätte ich nicht vermutet. Die Idee gefällt mir aber, scheint mir das doch eine seriöse Adresse zu sein.«

»Danke, David, der Termin ist um elf Uhr. Wirst du da können?«

»Das kriegen wir schon irgendwie hin«, versicherte ich ihm. »Ich schaffe mir die nötige Zeit dafür. Ohnehin will ich versuchen, ein paar Dinge zu verschieben, um mir etwas Freizeit für dich nehmen zu können. Jetzt rufen wir aber erst einmal deine Mutter an. Dann schauen wir, wie es uns möglich sein wird, die nächsten Tage zu gestalten.«

Ich bat ihn als Erstes, mit Silvia zu sprechen, versprach ihm aber zugleich, das Gespräch dann zu übernehmen, um die Situation zu klären.

Nach dem Telefonat mit Silvia machten wir uns über das Abendessen her. Cassius lobte meine Quiche in den

Himmel, und tatsächlich, sie war mir diesmal besonders gut gelungen. Wir tranken Rotwein dazu; einen fantastischen Margaux, den der Junge aus den Beständen seines Großvaters als Geschenk für mich mitgebracht hatte. Da Cassius inzwischen achtzehn geworden war und ohnehin auch zuvor bereits Wein und Bier getrunken hatte, hatte ich kein schlechtes Gewissen dabei. Der Junge erzählte den ganzen Abend lang, und es gefiel mir, ihm zuzuhören. Oftmals erinnerte er mich an mich selbst, als ich noch ein ganz junger Mann gewesen war. Da er mir so sehr glich, fiel mir das auch nicht besonders schwer. Wie es schon bei seinem Vater der Fall gewesen war, ähnelte auch sein Habitus dem meinen.

Irgendwann wurde es schließlich doch Zeit, den erforderlichen Schlaf anzutreten. Ich überließ ihm zunächst das Bad, während ich seine Bettschaft auf dem Sofa her richtete. Als ich später dann selbst aus dem Bad gekommen war, schaute ich noch einmal kurz bei ihm vorbei. Ich wollte ihm eine gute Nacht wünschen; da schlief er aber schon tief und fest. Sicherlich war es ein anstrengender und aufregender Tag für den Jungen gewesen. Es freute mich sehr, dass Cassius so viel Vertrauen zu mir gefunden hatte. Als ich dann im Wandspiegel meines Schlafzimmers das zufriedene Lächeln erkannte, das meine Lippen umspielte, überkam mich ein wohliges Behagen. Schließlich überraschte auch mich der Schlaf in unerwarteter Eile, obwohl es doch so vieles gegeben hätte, das zu bedenken gewesen wäre.

Eigentlich war mir bereits nach Kaffee zumute, ich griff jedoch zunächst zum Telefon und rief Silvia an. Ich war mir nicht ganz sicher, ob es vielleicht noch ein wenig zu früh war. Offensichtlich aber hatte ich Glück. Silvia erweckte einen hellwachen Eindruck und schien regelrecht auf meinen Anruf gewartet zu haben. Ich schilderte ihr kurz den Verlauf des Abends und vergaß dabei nicht, die Verdächtigungen von Cassius zu erwähnen. Dass er davon ausgegangen war, dass Philippe und ich Zwillinge gewesen wären und Philippes Eltern ihn entsprechend adoptiert haben müssten. Auch wenn er mit der Adoption offensichtlich richtig lag, da nun einmal die Gentests hieran keinen Zweifel ließen, schien mir der Gedanke, dass Philippe mein Zwillingsbruder gewesen sein sollte, nach wie vor absurd. Wie hätte es denn dazu kommen können? Schließlich müssten meine Eltern das gewusst haben. Warum sollten sie eine Tatsache von derartigem Belang vor mir geheim halten? Die Spekulation als mögliche Gegebenheit annehmend, wurde zudem zwangsläufig der Eindruck erweckt, dass sie Philippe verkauft haben müssten. Diese Mutmaßung schien mir völlig abwegig. Ich kannte doch meine Eltern. Es war einfach unmöglich, dass sie Derartiges ein Leben lang vor mir hätten verbergen können und wollen.

Silvia hörte mir aufmerksam zu, als ich ihr von den Vermutungen ihres Sohnes und meinen diesbezüglichen Gedanken erzählte. Ich erwähnte auch, dass Cassius bereits einen Termin vereinbart hatte, bei dem die

Verwandtschaft zwischen ihm und mir festgestellt werden sollte. Sofern er mit seinem Verdacht richtigliegen sollte, müsste das Ergebnis derart ausfallen, dass ich als sein Vater infrage käme. Auch wenn ich von dieser Vorstellung noch immer großen Abstand nahm, malte ich mir in Gedanken aus, wie ich meine Eltern mit einer solchen Tatsache konfrontieren würde.

Ich berichtete Silvia zugleich davon, welches Vertrauen ihr Sohn meiner Meinung nach inzwischen zu mir entwickelt hatte. Sie jedoch schien hiervon nicht sonderlich überrascht, sondern meinte nur:

»Ich kann sehr gut nachvollziehen, warum Cassius sich dir gerne anvertraut und dir Dinge zuträgt, die man eigentlich eher für sich behält oder vielleicht mit einem Priester teilt. Weißt du, David, es ist ein wunderbares Gefühl, sich angenommen und verstanden zu fühlen. Hierfür Voraussetzung ist aber, dass dein Gegenüber dich auch offensichtlich wahrnimmt. Bei Philippe hatte ich immer das sichere Gefühl, dass er mich auch wirklich ansieht. Diesen außerordentlichen Ausdruck im Blick, wenn du dich jemandem annimmst, hast du übrigens auch. Das ist etwas sehr Schönes, etwas ganz Besonderes. Es erweckt Vertrauen und Zuneigung, woraufhin man sich dann auch gerne dem anderen gegenüber grenzenlos öffnet. David, das ist eine regelrechte Gabe. Ich glaube auch nicht, dass man das so einfach erlernen kann. Du besitzt sie, genauso wie Philippe sie besaß. Nutze sie, nur missbrauche sie bitte niemals.«

Es rührte mich sehr, dass Silvia derart über mich

dachte. Wir sprachen noch eine kurze Weile miteinander, bis ich schließlich der Feststellung nachgab, dass es nun gewiss Zeit sei, mich ihres Sohnes anzunehmen.

»Ich habe gesehen, dass du Laufschuhe dabei hast«, sagte ich und fragte Cassius, der mich noch etwas verschlafen, zugleich aber auch lächelnd ansah, »wollen wir erst eine Runde laufen gehen?«

Sein Lächeln verschwand nicht, sondern schien eher sogar ein wenig aufzuleuchten. Zum Sprechen jedoch war es scheinbar noch etwas zu früh. Cassius erwiderte lediglich ganz kurz:

»Okay!«

Als wir nach wenigen Minuten des Laufens an dem kleinen See ankamen, der sich unweit von meiner Wohnung befand, zeigten sich die Lebensgeister des Jungen schnell geweckt. Bei moderatem Lauftempo waren wir in der Lage, ein Gespräch zu führen, bei dem ich Cassius eröffnete, dass es mir sinnvoll schien, für die Dauer seines Aufenthalts zu Marcus zu ziehen. Dieser hatte einerseits viel mehr Platz, zudem lag seine Wohnung mitten in der Stadt. Nachdem er von meinen Plänen erfahren hatte, meinte Cassius erfreut:

»Es ist, ganz aufrichtig, äußerst schön hier, wo du wohnst. Der Gedanke, in die Stadt zu ziehen, scheint mir allerdings sehr reizvoll. Ein paar Freunde von mir waren schon mal in Köln und meinten, dass es eine tolle Stadt wäre. Glaubst du, dass dein Freund auch wirklich damit einverstanden ist?«

»Ganz sicher«, entgegnete ich. »Ich habe Marcus

vorhin bereits eine Nachricht gesandt und er hat geantwortet, dass es überhaupt kein Problem sei. Er hat wirklich viel mehr Platz als ich. Du kannst in seinem Arbeitszimmer wohnen, und es gibt zwei Bäder. Außerdem verbringe ich eh einen Großteil meiner Zeit dort. Hier bin ich eigentlich nur in der Woche, um in Ruhe zu arbeiten.«

Von der Severinsbrücke, über die wir in die Stadt fahren, bot sich uns ein herrlicher Blick auf das Kölner Rheinufer und natürlich den Dom. Mir war es selbstverständlich nicht neu. Ich denke jedoch, dass Cassius wirklich beeindruckt war, insbesondere sicherlich von der Kathedrale, gewiss aber auch von den links der Brücke ganz aus der Nähe zu sehenden Kranhäusern.

»Wow, die sind echt beeindruckend«, meinte er und gleich darauf, als er wieder auf die rechte Seite blickte, »sieh mal, die spielen da doch Hockey auf dem Dach.«

Leicht angesteckt von seiner Begeisterung entgegnete ich erklärend:

»Das ist das Deutsche Sport und Olympia Museum. Ich glaube, dass es bereits seit 1999 oder 2000 existiert. Eben hast du die sogenannten Kranhäuser gesehen. Die sind viel jünger und liegen auf dem ehemaligen Gebiet eines Rheinhafens. Inzwischen ist hier ein richtiges Stadtviertel neu entstanden. Allzu viel los ist da leider aber immer noch nicht. Das kommt vermutlich irgendwann mit der Zeit.«

Mittlerweile hatten wir bereits den Barbarossaplatz erreicht, als ich rechts auf die Ringstraßen einbog. Mir war ja alles bekannt, so konnte ich Cassius ein wenig dabei beobachten, wie er die neuen Eindrücke aufnahm. Seine scheinbar grenzenlose Neugierde und die Art, mit der er sich Details annahm, erinnerten mich nur allzu sehr an mich selbst. Mein Gott, dachte ich, wie gerne

hätte ich Philippe in dieser Situation erlebt.

Nachdem wir bereits die Venloer Straße entlangführen, machte ich Cassius darauf aufmerksam, dass wir gleich ankommen würden und dies mithin die unmittelbare Umgebung seines vorübergehenden Zuhauses sei.

Bei Marcus' Wohnung angelangt, öffnete ich zunächst ganz vorsichtig die Tür. Wie ich es geahnt hatte, wurden wir dort bereits erwartet. Direkt hinter der Tür war Don Carlos angetreten, um uns zu begrüßen. Der rotbraune, schon etwas in die Jahre gekommene Kater musste uns gehört haben, als wir uns auf dem Flur der Wohnungstür genähert hatten. Don Carlos lebte erst seit ein paar Monaten bei Marcus. Er war ein Notfall aus einem Tierheim, da er sich dort partout nicht an die anderen vierbeinigen Mitbewohner gewöhnen wollte. Obwohl Marcus und ich uns fest vorgenommen hatten, keine Tiere anzuschaffen, bis mehr als nur genügend Zeit bestünde, sich eines solchen anzunehmen, hatte der Katzensenioren in Marcus' Wohnung Einzug gehalten. Es war weder Marcus noch mir möglich gewesen, dem Charme von Don Carlos zu widerstehen.

»Der sieht beinahe so aus wie unser Garfield«, hörte ich von Cassius.

Mir den Kater der Roannes in Gedächtnis rufend, kam ich ebenfalls zu der Schlussfolgerung, dass da eine kaum zu verleugnende Ähnlichkeit bestand. Obwohl Don Carlos noch nicht allzu lange bei Marcus wohnte, hatte er sich inzwischen so sehr eingelebt, dass bereits seine ganze Persönlichkeit zur Geltung kam. Auch die war der